

Ein junger Mann trifft in seinem Stammlokal in Berlin einen Unbekannten, der sich ihm als ungewöhnliches Geburtstagsgeschenk für seine Frau aufdrängt: Jeden Dienstagabend wird er ihnen eine Geschichte in Fortsetzungen erzählen – Bezahlung: eine Flasche Wodka. Mit seinen wundersamen Geschichten entführt er die Zuhörer von Berlin nach Prag und Budapest und durch das gesamte 20. Jahrhundert. In ihnen geht es um himmlische Paläste und unterirdische Städte, um Engel und Propheten, es wird geliebt, gehasst, verflucht, gestorben und gemordet. Während die Männer noch nach Liebe oder Erkenntnis suchen, haben die Frauen bereits gewählt – und bleiben am Ende doch allein. Und im Hintergrund zieht der Hohe Rabbi Löw von Prag samt Golem die Strippen und führt Regie.

Benjamin Stein verknüpft geschickt die einzelnen Stränge der Geschichte und führt in die Welt des Erzählens und der Buchstaben, auf denen die Welt beruht, ein – bis Wirklichkeit und Erzählung nicht mehr zu unterscheiden sind. Mit »Das Alphabet des Rabbi Löw« liegt jetzt eine Komplettüberarbeitung des Debütromans von Benjamin Stein vor. Ein großartiges Leseerlebnis!

Benjamin Stein, geboren 1970 in Ostberlin, lebt heute in München. Seit 1982 veröffentlichte er Lyrik und Kurzprosa in Zeitungen, Zeitschriften und Anthologien. Er studierte Judaistik und Hebraistik in Berlin, seit 1998 arbeitet er als Berater im IT-Bereich. Von 2006 bis 2008 war er Mitherausgeber der Literaturzeitschrift *spa_tien*. Er betreibt das literarische Weblog *Turmsegler*. »Das Alphabet des Juda Liva« war 1995 sein erster Roman, 2010 folgte »Die Leinwand«, 2012 »Replay«. Seine Werke wurden mehrfach ausgezeichnet und in zehn Sprachen übersetzt. Im Verbrecher Verlag hat Benjamin Stein 2010 »So nackt an dich gewendet« von Charlotte Grasnack herausgegeben.

BENJAMIN STEIN

DAS ALPHABET DES RABBI LÖW

VERBRECHER VERLAG

*»Wir haben in unseren Händen kein Maß,
doch die Namen sind uns offenbart«*

Merkawah Rabba, § 655

Erste Auflage
Verbrecher Verlag 2014
www.verbrecherei.de

© Verbrecher Verlag 2014

Lektorat: Kristina Wengorz
Einbandentwurf: Sarah Lamparter
Satz: Christian Walter
Druck und Bindung: CPI – Claussen & Bosse / Leck

ISBN: 978-3-943167-79-5

Printed in Germany

Der Verlag dankt Stefanie Gimmerthal und Philipp Zöhren.

PROLOG

*Jacoby kündigt telegrafisch sein Engagement,
beauftragt einen Notar und geht in Flammen auf.*

Spätestens als Jacoby begann, sich Nathan ben Gazi zu nennen, und seinen Freund Rottenstein zum Messias erklärte, fürchtete ich um sein Leben. Tatsächlich währte seine Karriere als Prophet nur wenige Wochen. Vor vierzehn Tagen wurde er in die Nervenklinik der Berliner Charité eingeliefert. Und vorigen Dienstag, während Sheary den Morgenkaffee aufbrühte und ich mich rasierte, klingelte der Telegrammbote bei uns.

bin verhindert da tot. notar meldet sich. beste grüße. jacoby

Mehr, glaubte er, uns nicht mitteilen zu müssen.

Der spinnt doch! sagte ich. Schicken Tote Telegramme? Der Kerl ist meschugge!

Und wenn ... Sheary sank entgeistert auf den Küchenstuhl und begann, unendlich ausdauernd in ihrem Kaffee zu rühren.

Wenn was? fragte ich zurück. Ich hängte den Bademantel an den Türhaken, ging hinüber ins Schlafzimmer und fluchte, während ich mich anzog, still in mich hinein: Spinner, Schmock verdammter.

Als ich in die Küche zurückkam, rührte Sheary noch immer in ihrer Tasse. Sie schien entschlossen, es nicht zu glauben, um nur nicht zu weinen. Ich wollte sie küssen. Doch sie drehte den Kopf

zur Seite und krauste die Lippen, als fände sie es unerhört, ihr in einem solchen Augenblick mit Zärtlichkeit zu kommen.

Ein schlechter Scherz, findest du nicht?

Der ganze Mann ist ein schlechter Scherz, erwiderte ich.

Aber ... sagte sie, wir hätten ihn wenigstens besuchen können.

Ach! – Ich zog den Gürtel fest und setzte mich zu ihr an den Tisch. Wer weiß, was er angestellt hat.

Jedenfalls gibt's keine Geschichte! fuhr sie auf. Sie zog einen Kleinmädchenflunsch; und in diesem Moment war der Tag bereits verdorben. Ein Dienstag ohne Jacoby schien uns beiden undenkbar. Seit gut sechs Monaten zerfielen unsere Wochen in drei Vordienstage und drei Nachdienstage. In ihrer Mitte das Fest: der Tag, an dem Jacoby gegen acht Uhr abends bei uns klingelte. Dann öffnete Sheary die Tür. Jacoby trat ein, hängte den Schirm an die Flurgarderobe, und wir atmeten auf: Er ist wohlauf, bei Stimme und jedenfalls gekommen!

Das Ritual hatte ich vertraglich mit ihm vereinbart. Er küsste Sheary die Hand und überreichte ihr einen von mir bezahlten Blumenstrauß, bevor er mit trockenem Handschlag auch mich begrüßte. Mit einem verstohlenen Blick ins Wohnzimmer vergewisserte er sich, dass sein Honorar bereitstand: eine Flasche Wodka seiner Stammmarke, die er, um seine Stimme gehörig zu ölen, im Laufe des Abends austrinken würde. Er ging voran, warf sich aufs Sofa und schnurpste zunächst etliche Salzstangen, bevor er sich den ersten doppelten Wodka eingoss und ihn ohne Umschweife auf ex hinunterstürzte.

Die darauf folgende zerstreute Geste gehörte ebenso zum Ritual wie die Frage, wo er letzten Dienstag unterbrochen habe. Ein Stichwort genügte ihm, um sich wieder in die Geschichte zu finden.

Nach einem weiteren Wodka zündete er sich eine seiner schwarzen Zigaretten an, stand auf und begann, im Zimmer auf und ab zu gehen. Nach drei tiefen Zügen hielt er inne. Dann drückte er die Zigarette aus und wandte sich uns abrupt zu. Und während er zu erzählen begann, lehnten wir uns zurück.

Ich hatte Jacoby als Geschichtenerzähler engagiert, vor etwa einem halben Jahr. Um genau zu sein: am Sonntag vor Shearys vierundzwanzigstem Geburtstag. Sie war übers Wochenende zu ihrer Mutter gefahren, und ich schlug mich mit germanistischen Faxen herum: mittelhochdeutsche Konjugationen, Thomas Mann in der Schweiz ... Es war zum Verzweifeln. Außerdem wusste ich noch immer nicht, was ich Sheary zum Geburtstag schenken könnte.

Gegen Abend beschloss ich, ins Bella Montecatini zu gehen, ein italienisches Lokal in Kreuzberg, zehn Minuten zu Fuß von unserem Hinterhof aus: ein nettes Lokal mit gutem Essen und Plastik-Weinranken über den Tischen. Ich saß vor einem Viertelliter, rauchte und träumte vor mich hin, als *er* eintrat und zielsicher auf meinen Tisch zusteuerte: verwahrlost, bärtig und o-beinig.

Er roch streng, nach Desinfektionsmittel und Schweiß. Die Bügel seiner Brille mussten irgendwann einmal zerbrochen sein. Er hatte sie mit Unmengen Heftpflaster repariert. Die langen Haare trug er im Nacken zu einem Zopf gebunden, darüber, keck in die Stirn gezogen, ein rotes Barett mit dem Emblem der israelischen Givati-Brigade. Aus der linken Tasche seines Jacketts baumelte das Ende einer Fahrradkette.

Er nahm das Barett ab, warf es neben mein Glas auf den Tisch und setzte sich mir gegenüber. Nachdem er mich einen Moment lang behutsam taxiert hatte, kramte er eine Gitane hervor, drehte

den Filter ab und warf ihn in den Aschenbecher. Nach einigen Zügen machte er sich daran, mit der Zigarettenglut den abgedrehten Filter anzukokeln. Als er ihn in Brand gesetzt hatte, lehnte er sich genüsslich zurück, legte die Stirn in bedeutungsvolle Falten und fragte mich, ob ich an Wunder glaube.

Nein, erwiderte ich lustlos.

So, so ... Sollten Sie aber, orakelte er, beugte sich zu mir herüber und setzte nach einer kurzen Kunstpause hinzu, dass er mein Problem kenne und lösen würde.

Ach? sagte ich.

Aber ja! versicherte er: Meine Frau sei geschichtensüchtig. Sie wolle Wundergeschichten, und zwar jeden Abend. Sonst könne sie nicht einschlafen.

Was Sie nicht sagen, brummelte ich. Doch er ließ sich nicht irritieren.

Habe ich recht, schwätzte er weiter, dass Ihnen kaum noch was einfallen will? Sie gefährden Ihre Ehe, mahnte er: Glauben Sie mir, Sie könnten ihr nichts Schöneres zum Geburtstag schenken als eine Story: Wunder, Engel, Sex and Crime und Gott und alles wahr, keine Spur erfunden. Was sagen Sie *dazu*?

Ich war verblüfft und angetrunken genug für einen kleinen Spaß, zumal er den Nagel auf den Kopf getroffen hatte. Tatsächlich musste ich mir für Sheary jeden Abend eine Geschichte ausdenken. Fortsetzungen mochte sie am liebsten. Und da sie die wundersamen Ereignisse in der Knopfkiste meiner Großmutter selig schon lange nicht mehr so richtig zu fesseln vermochten, drehte sie sich manchen Abend ernsthaft verärgert auf die Seite: Ohne Wunder kein Wunder ...

Sein Angebot interessierte mich also.

Sie können ja nichts dafür, begann Jacoby von Neuem: Es sei halt nicht jedem gegeben. Aber Phantasie hin oder her, sagte er: Die Wahrheit sei noch immer am erstaunlichsten. Er sitze an der Quelle, Ehrenwort! Er zwinkerte verschmitzt, nahm einen tiefen Zug und blies den Rauch durch die Nasenlöcher.

Na, dann schießen Sie mal los, ging ich nun doch auf ihn ein: Ich bin ganz Ohr.

Hey! rief er: keine Tricks! Er drohte mit dem Zeigefinger: Bezahl wird vorher. Eine Flasche Moskovskaya, bat er sich trocken aus. Und: Die Regeln bestimme ich, falls Sie mich engagieren. Ich überschlug die Rechnung und behauptete, es würde nur für zweihundert Gramm reichen.

Nun, grübelte er: Dafür bekommen Sie, na, sagen wir, den Anfang und das vorläufige Ende der Geschichte. Nicht mehr und nicht weniger.

Seine Unverfrorenheit imponierte mir. Einverstanden, sagte ich, schlug ein und ließ den Wodka kommen.

Seinen Trinkgewohnheiten nach hätte er Russe sein müssen. Den ersten Fünffachen trank er, ohne abzusetzen. Er behauptete allerdings, Orientale zu sein, rein seelisch betrachtet, obgleich in Berlin geboren, was nicht zu überhören war.

Verdorren soll meine Rechte, wenn ich Dein vergesse, o Zion! deklamierte er. Sein Name sei übrigens Jacoby: mit *Ceb* und *Ypsilon*. Tue jedoch beides nichts zur Sache. Er spiele in der Geschichte nur eine Nebenrolle, verriet er, nahm eine neue Zigarette, entfilterte auch sie und zündete sie an.

Also? drängte ich. Es war mir gleichgültig, welche Rolle er in der Geschichte gespielt hatte oder spielen würde, wenn er nur endlich loslegte.

Tja ... Er räusperte sich. Zunächst, setzte er an, zunächst geschieht gar nichts.

Bitte?

Nun, wir sitzen und plaudern. Nur: Wir sind nicht mehr in Berlin, sondern – in Prag. Um genau zu sein: in einer ziemlich heruntergekommenen Kneipe in der Maiselová. Er grünte.

Schauen Sie sich um, sagte er: Sie glauben nicht an Wunder? Bitte, hier haben Sie eins.

Tatsächlich: Die Einrichtung des Lokals hatte sich von einem zum anderen Augenblick verwandelt. Von den Plastik-Weinranken keine Spur mehr. Der Wirt war womöglich tatsächlich Tscheche. Ein schmutziges Handtuch um die Hüften, schlurfte er an unseren Tisch und zwinkerte Jacoby, während er den Aschenbecher auswechselte, aus Schweinsäuglein zu.

Jetzt erst bemerkte ich das laute tschechische Plappern um uns herum. Da Jacoby aufstand und offenbar gehen wollte, trank ich meinen Wein aus und folgte ihm. Immerhin hatte ich ihm einen fünffachen Wodka spendiert.

Aber hatte ich das wirklich? Im Gehen rief Jacoby dem Wirt zu, er solle alles auf seine Rechnung schreiben: Wein und Wodka. Bezahlt würde morgen. Der Wirt nickte. Und wir traten hinaus, nicht, wie man hätte erwarten müssen, auf die Skalitzer Straße, Berlin Kreuzberg, sondern auf eine enge Gasse: katzenkopfgestapelt und menschenleer.

Jacoby lächelte. Eine wundervolle Stadt, sage ich Ihnen.

Ich hatte nicht gelogen. Ich glaubte nicht an Wunder und wusste nun nicht, was ich von der unerwarteten Ortsänderung halten sollte. Ein wenig verängstigt vertraute ich Jacoby an, dass ich noch

nie das Vergnügen gehabt hätte. Er schien überrascht, ließ sich jedoch nicht beeindrucken.

Macht nichts, versicherte er mir: Er kenne sich aus.

Es wehte kühl durch die enge Gasse, und Jacoby zog den Schal fester.

Ich würde sagen, schlug er vor, wir gehen zunächst einmal in die Kaprová und dann zur Karlsbrücke. Einverstanden?

Ich nickte ahnungslos. Die Karlsbrücke kannte ich von einer Postkarte, die Sheary mir einmal aus dem Urlaub geschickt hatte. Aber Kaprová?

Karpfengasse, half Jacoby mir auf die Sprünge: Und da war sie auch schon.

Wir bogen rechts ab, in eine etwas breitere und besser beleuchtete Straße. Auch hier waren wir allein. Ich sah auf die Uhr. Es ging bereits auf Mitternacht zu, was Jacoby jedoch nicht zu kümmern schien. Wir lägen gut in der Zeit, meinte er, blieb vor einem Schau- fenster stehen und winkte mich heran: Schauen Sie mal! Mit leuchtenden Augen zeigte er auf die Auslage eines kleinen Tabakgeschäfts: Zigaretten, Pfeifen, Tabakdosen. Hier habe er seine erste Bruyère-Pfeife gekauft, erzählte er, unterbrach seine Andacht jedoch sogleich mit der Frage, ob ich aus dem früheren Osten käme.

Bitte?

Na, Ostberlin! Ja oder ja?

Ja, antwortete ich.

Dachte ich's doch, nusichelte er und betrachtete aufs Neue die Pfeifen in der Auslage. Dann wissen Sie vielleicht, dass das damals ein Schatz war.

Bedaure, gab ich entschuldigend zu: Ich rauche Zigaretten.

Tja, hüstelte er: Man sinkt beständig; ich sehe es an mir. Er zuckte